

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

124 (6.5.1923) Die Pyramide Nr. 18

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. Nr. 18  6. Mai 1923

Franz Schnabel / Wilhelm Heinrich Riehl

Wenn die „Pyramide“ zum hundertsten Geburtstage Wilhelm Heinrich Riehls, am 6. Mai, eine eigene Riehlnummer veranstaltet, bedarf dies allerdings besonderer Rechtfertigung. Denn die Zeiten, denen dieser originellste unter den deutschen Kulturkritikern eine große und andächtige Lesergemeinde gehabt hat, sind längst vorüber, die meisten seiner Werke sind lange vergriffen und nur die mühseligsten zu kaufen, und auch sie haben seit einem Menschenalter keine neue Auflage mehr nötig gehabt¹⁾. Aber es scheint sich nun doch eine Wandlung vorzubereiten, und eine Erneuerung und Wiederbelebung dieses so abseits der großen Straße stehenden Geistes scheint der jeftischen Lage unserer Gegenwart begründet zu sein. Der deutsche Verlag plant, wie er mir schreibt, eine Neuausgabe der Werke, zunächst der Romane, und soeben hat auch der Verlag von Riehl eine verständnisvoll zusammengestellte Auswahl sozialpolitischer Schriften herausgebracht²⁾. Sie paßt so ganz gar in die geschlossene Welt- und Kulturauffassung, die dieser Verlag mit allen seinen Veröffentlichungen zum Ausdruck bringt, daß man eigentlich erstaunt ist, warum nicht schon lange auf diesem Wege eine Wiedererweckung versucht worden ist, wie sie Eugen Diederichs doch mit so großem Erfolge für manchen anderen und nicht gerichteten deutschen Dichter, für Wagner oder Langbehn, übernommen und durchgeführt hatte. Aber es lag wohl an den Zeitverhältnissen der wilhelminischen Epoche, wenn ein Schriftsteller sich durchsetzen konnte und togeschwiegen wurde, dessen ganzes Lebenswerk einen Protest darstellte gegen die künstlichen Schöpfungen, die der bürokratische Staat, die liberale Theorie und eine entartete Gesellschaft seit einem Jahrhundert und länger im deutschen Volkstum angefüllt hatten. Von diesem ungeschichtlichen Geiste der wilhelminischen Epoche lenkte Riehl zurück zu den ursprünglichen Kräften des Volkstums und einer organisch aufgebauten, natürlichen Ordnung; und wie wenig man auch die positiven Elemente seiner Kulturauffassung mit dem heutigen, vorgezeichneten Einklang bringen kann — seine Kulturkritik bleibt darum nicht minder wahr, und sein letztes und allgemeines Ziel, das nicht Ueberkehr und Umkehr heißt, sondern Erweckung der verschütteten natürlichen Quellen unseres deutschen Lebens, enthält eben darum die Mahnung, vor der alle Richtungen und Parteien sich schuldig machen müssen und die unsere Gegenwart ganz besonders angeht: so fabula narratur, es ist deine Geschichte, die erzählt wird.

In der Tat können wir alle von diesem Prediger des deutschen Lebens lernen, und sicherlich war der öffentliche Geist niemals so sehr wie heute bereit, diese Lehre zu vernehmen. Denn wenige haben wie er es verstanden, in das Wesen des Volkes sich einzulernen, und wenn wir heute überall in Wissenschaft und Leben die Sehnsuchtsrufe nach der verlorenen Natur vernehmen, so hat ihnen Riehl eine starke und männliche Erfüllung gegeben. Er hat, als sozialer Theoretiker, als Historiker, als Dichter, überall und immer die Naturzustände im Volksleben aufgesucht — ohne Sentimentalität und romantische Liebhaberei, sondern weil er überzeugt war, daß die Kraft des ursprünglichen Volkstums als eine reiche Quelle der Erneuerung und Verjüngung jedem Volke notwendig und unentbehrlich ist. So hat er in seinem Hauptwerke, der „Naturgeschichte des Volkes“, eine organische Gesellschaftslehre entwickelt, die aus den natürlichen und historischen Voraussetzungen des gesellschaftlichen Lebens der Bau des sozialen Organismus ableitet und den Staat und die Gesellschaft auf das Nebeneinander und Abereinander der Familien, der Korporationen und der Stände gründet³⁾. Er zeigt das Bauerntum als das Element des Beharrens und der gesammelten Kraft, das Bürgertum als den Träger des Fortschrittes, den Adel als den geborenen Führer der Nation — und alle drei Stände sind stark durch die Degeneration der Familie, die ihnen allen gemeinsam ist und in deren Geltung die Kraft des gesellschaftlichen Verbandes beruht. Es ist, wie man sieht, eine Welt- und Gesellschaftsauffassung von ausgesprochen konservativem Charakter: sie gründet sich auf die geschichtlichen und überlieferten Gemeinschaftsformen, sie sieht in dem Ständestaat des germanischen Mittelalters die letzte und ewige Gestalt menschlicher Vergesellschaftung, und sie ist eben darum freilich nicht elastisch genug, um dem Volkgeist in allen seinen Wandlungen zu folgen. Denn wenn Riehl die „verfehlten Ständebildungen“ behauptet und dabei das Proletariat kennzeichnet als eine Summe von Menschen, die ihren Stand verloren haben und doch in keinen anderen Stand eingetreten sind, so schloß er damit allerdings die lebendige Entwicklung, die er in der Vergangenheit waltend sah, von der Zukunft aus, und seiner Sozialpolitik kam es daher niemals zum Bewußtsein, daß ein Proletariat in diesem Sinne eben nur in einem Übergangszustand bestehen könne und daß es dahin streben müsse, gleichfalls ein „Stand“ zu werden. Sobald der Politiker freilich zu dieser Erkenntnis gelangt, wird er die Auflösung der alten ständischen Gliederung hinnehmen müssen, und darum mutet dann allerdings diese ganze Soziallehre im Grunde doch als ein vollendeter Anachronismus an, indem sie die ständische Staatsauffassung der Ro-

¹⁾ Musikalische Charakterköpfe 2. Aufl. 2 Bde. 1899. Kulturgeschichtliche Charakterköpfe 2. Aufl. 1899: Die Pfälzer 2. Aufl., alles im Cotta-Verlage.
²⁾ Wilhelm Heinrich Riehl, Vom Deutschen Land und Volke, eine Kulturgeschichte, herausg. von Paul Baumert, Jena 1922, Diederichs, 297 S.
³⁾ Wilhelm Riehls aus seiner Wiesbadener Zeit 1848/50.

³⁾ Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik, 4 Bde. 1851 ff. Bd. I: Land und Leute. Bd. II: Die bürokratische Gesellschaft. Bd. III: Die Familie. Bd. IV: Das Wanderbuch.

mantel auszubauen suchte in einer Zeit, als die geistige, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung um die Jahrhundertmitte schon längst über jede Möglichkeit einer solchen Restauration hinausgeschritten war.

Aber wenn auch das patriarchalische Idealbild, das Niehl entwarf, schon zu seiner Zeit auch durch Umkehr und Entzweiung nicht wieder zu verwirklichen war, so bleiben doch die ethischen und die historischen Motive, die sein Schöpfer von da aus gefunden hat, wertvoll auch für eine Zeit, die zu anderen Formen von Staat und Gesellschaft übergegangen ist. Denn indem Niehl dem organischen und natürlichen Leben zum ungehinderten Rechte zu verhelfen suchte, mußte sich seine Sozialkritik gegen alle künstlichen und willkürlichen Schöpfungen wenden, die der Nationalismus der vorangegangenen Menschenalter in üppiger Fülle aufgehäuft hatte und in der vernichtenden Aburteilung dieser Sünden wider den Geist der Geschichte und des Volkstums liegt das große Gegenwartsinteresse seiner sozialpolitischen Schriften. Wie der Freiherr vom Stein, dessen Staatsideal gleichfalls der Ständestaat gewesen ist, immer wieder die ganze Leidenschaft seines Wesens über den Polizeistaat und seine Bürokratie ausgegossen hat, so ziehen sich auch durch Niehls Schriften die scharfen Urteile über den Absolutismus und sein System. Stets nimmt er die Gelegenheit wahr, den Wert der Selbstverwaltung und der alten deutschen Gemeindefreiheit hervorzuheben, überall deutet er die Risse an, die der Sieg des absoluten Fürstentums in das deutsche Leben gezogen hat; noch ohne Tocqueville zu kennen, der als erster die französische Revolution vertieft als ein Werk, dem der Absolutismus vorgearbeitet hat, und noch ohne besondere historische Belege, aber ganz im Sinne der Romantiker, hat es Niehl herausgeföhlt, daß der Absolutismus die natürliche Schichtung der Gesellschaft untergraben hat, indem er die einzelnen Stände ihrer politischen Bedeutung beraubt und an die Stelle einer reichen Mannigfaltigkeit die unterschiedslose Masse der Untertanen gesetzt hat. Die Überschätzung des Staatsdienertums, die in der deutschen Kleinstaaterei üppig gedieh, hat in der Tat hier ihre Quelle, und sie führte zu jener Selbstpreisgabe der anderen Stände, die das deutsche Leben dann schließlich so sehr zerrüttet hat. Es ist ein Geist, der so tief in das deutsche Leben eingedrungen ist, daß er sogar das Antlitz der deutschen Landschaft gestaltet hat: in einem der feinsten Abschnitte, die Niehl geschrieben hat, stellt er die natürlichen Städte den künstlichen gegenüber; er zeigt, wie nur der kleinstaatliche Absolutismus fähig sein konnte, die großen, alten, historischen Städte in den Winkel zu drängen und daneben neue Städte in die Höhe zu treiben, die ihrer ganzen Lage gemäß gar nicht dazu geeignet waren, Mittelpunkte ihrer Landschaft zu werden. Da Niehl unmittelbar nach der Revolution von 1848 schrieb, war ihm der Zusammenhang, der zwischen diesem Kapitel von den künstlichen Städten und der revolutionären Bewegung besteht, besonders lebendig, und er erklärt den Radikalismus der Mannheimer und Mainzer wesentlich aus diesem Gesichtspunkt.

In der Kritik am Polizeistaat begegnet sich Niehl mit dem Liberalismus jener Tage. Aber auch die liberale Weltanschauung war ein Kind der unhistorischen Aufklärung, und so steht Niehl in der Tat am Eingang jener großen Reihe von Kritikern des Liberalismus, die aus den verschiedensten Lagern kamen und in unaufhörlich anschwellendem Angriff schließlich die gestaltende Idee des 19. Jahrhunderts zu Falle brachten, nachdem sie ihre historische Mission erfüllt hatte. Die Lösung des Individuums von feudalen, patriarchalischen und kirchlichen Bindungen mußte Niehl nicht minder verhängnisvoll scheinen als das Wirken des Polizeistaates, aber was er in dieser Hinsicht gegen die Gewerbefreiheit oder die Behntabstufung sagt, die nur der Güterzerpflünderung und dem Kornwucherer Vorschub geleistet haben sollen, ist heute durch tiefere historische Einsicht erjeht. Dagegen bleibt es ein brennendes Problem, das den Sturz des Liberalismus überlebt hat, wenn wir von der „Vereinsamung des modernen Individuums“ lesen und demgegenüber die sittlichen und gesellschaftlichen Bindungen erhoben sehen, die in der alten historischen Zeit durch Familie und Korporation gegeben waren. Schon Adam Smith hat an einer berühmten Stelle seines Werkes von der sozialen Isolierung als der größten moralischen Gefahr gesprochen, und er hat sie besonders in den Großstädten auftauchen sehen, wo der einzelne die Bindung und die Kontrolle einer engeren Gemeinschaft entbehrt. Eine Gemeinschaft aber, so würde Niehl hier gesagt haben, läßt sich nicht künstlich schaffen, die erste und natürliche Form der Gemeinschaft ist vielmehr die Familie: die Idee der deutschen Familie ist von niemandem tiefer und reiner begriffen worden als von ihm. Aber auch hier ist er, weil er den Wandel nicht sehen wollte, der letzten

Entscheidung ausgewichen. Denn selbst wenn man anerkennt, daß von der völligen Einordnung in die Zwecke von Familie und Gemeinde das Wohl von Staat und Volk durchaus abhängt und wenn man darum auch die Erziehung der heranwachsenden Geschlechter der Familie und der Gemeindegemeinschaft zuspricht, so bleibt doch ebenso sicher die Tatsache, daß mitten in den gewaltigen Umwälzungen des modernen Lebens die Familie und die Schule der Großstadt diese Aufgaben schon längst nicht mehr leisten können. Niehl hat von seinem Standpunkte aus nicht gezögert, den Schluß zu ziehen, daß demnach das moderne Leben von seiner natürlichen Grundlage sich entfernt habe und also wieder dahin zurückgebracht werden müsse. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß der Zweck von Staat und Volk vielleicht auch einmal die Loslösung des Individuums von allen selbstsüchtigen Zwecken und also auch von den Zwecken der Familie und der Korporation erfordern könne: auf dieser Erwägung baut sich ja der große Plan einer nationalen Erziehung auf, den Niehl in seinen „Reden an die deutsche Nation“ entworfen hat. So verflochten sich in Niehl und Fichte zwei entgegengesetzte Welt- und Staatsauffassungen und darum auch zwei sich ausschließende pädagogische Systeme, um die der letzte Kampf dereinst noch einmal entbrennen wird und für die es eine endgültige und absolute Entscheidung niemals geben kann. Denn es sind Gegenätze a priori, die in der menschlichen Natur begründet sind, und die Wahl, die das einzelne Volk im besonderen Falle treffen muß, ist zudem von seiner eigenen Lage abhängig und durch sie bedingt. Es ist kein Zweifel, daß Niehl in seinen sozialpädagogischen Erwägungen einen Staat voraussetzt, der sich selbst genügend, seine Existenz nach außen und innen behaupten kann, ohne die Kräfte des Volkes anzuspannen. So sehr auch Niehl die Schwächen der deutschen Kleinstaaterei eingesehen und gegeißelt hat, so bewegt er selbst sich doch geistig durchaus in dem engen staatlichen Rahmen, weil ein anderes Bild ihm eben nur einmal nicht geläufig war. Es ist gewiß kein Zufall, daß es immer wieder die alten deutschen Reichsstädte sind, denen er als Theoretiker seine Belege, als kulturhistorischer Genremaler seine Quellen und als Novellendichter seine Stoffe entnommen hat; so ist er der Ludwig Richter in der Literatur geworden, der Romantiker der guten alten Zeit, wie man ihn wohl genannt hat, und darin liegt der unvergleichliche Zauber seiner Werke. Aber verlagen mußte Niehl eben darum für das Mittelalter und für alle Zeiten großen Kampfes. Er war zu ästhetisch und zu gebunden, um die elementare Leidenschaft der weltgeschichtlichen Persönlichkeiten oder die eines ganzen kämpfenden und sich opfernden Volkes verstehen zu können. So empfand er zwar im Leben des deutschen Bürgertums den Zwiespalt zwischen Auflehnung und Beharren, und er fand ihn zu tragischer Größe gesteigert in der Persönlichkeit Luthers; aber er hätte ihn sich nicht anders gewünscht. Im alltäglichen Gang eines angeregten und in sich gefügten Lebens mochte seine Ethik der korporativen Bindung und Erziehung die richtige sein; aber Fichte würde gesagt haben, daß es nicht Zufall war, wenn Stein, Scharnhorst und Gneisenau in Preußen Ausländer gewesen sind.

Wenn wir aber zudem diese ganze Frage der nationalen Erziehung in der Gegenwart mit den Problemen der großstädtischen Lebensführung verbunden und vermengt sehen, so führt auch dieser Gegenstand auf eine Grundfrage unseres heutigen Daseins. Der Industriestaat, der unser Schicksal und unser Verhängnis geworden ist, hat auch in dem besonderen Kreise von Niehls Lebenswerk seine eigene problematische Bedeutung gehabt, und Niehl hat jedenfalls am frühesten und deutlichsten erkannt, daß hier das Geheimnis der deutschen Zukunft düster und ungewiß umschlossen lag. Nicht als ob er ein grundsätzlicher Gegner jeder Industrialisierung gewesen wäre! Er hat im deutschen Bürgertum den Geist der Arbeit und des Fortschritts wirken gesehen, und er hat nicht umsonst den ihm doch so wesensfremden Lessing als den geistigen Ausdruck dieser Lebensstimmung gepriesen; aber er hat freilich die handwerksmäßige Form der bürgerlichen Arbeit am meisten geschätzt, und in seinen „Moralischen Charakterköpfen“ hat er in Johann Sebastian Bach und seiner Familie das Urbild dieses ehrenhaften deutschen Bürgertums gezeichnet. Er hat ferner auch in seinen „Wanderbüchern“ gelegentlich den Wert der gewerblichen Anlagen besonders für arme und abgelegene Gebirgsgegenden anerkannt, aber schon bei der Schilderung des Schwarzwaldes spricht er von dem Kassandrageschick, das der industrielle Geist für die armen Gebirgsbauern bedeute, indem er sie langsam, aber unentwegt ihres natürlichen Frohsinnes und ihrer Ursprünglichkeit beraube. Dem emporkommenden industriellen Zeitalter sah er mit tiefem Misstrauen und ernstern Warnungen entgegen.

Er fühlte die „Symptome der Wibernatur“ in der großstädtischen Entwicklung sich durchsetzen, bemerkte ihren zerstörenden Einfluß in Geist und Sittlichkeit; er sah, wie die rein technische Meisterhaftigkeit den Sieg davontrug über volles, aus der Tiefe des Geisteslebens geborenes Kunstfertigkeit, und er prophezeite der Industriegewalt ein gewaltiges Emporstreben und dann ihren Zusammenbruch. Aber andererseits konnte er sich doch auch wiederum nicht der Einsicht in die tiefe innere Notwendigkeit dieser Entwicklung entziehen. Besonders als er sein schönes rheinisches Volksbild „Die Pfälzer“ in den fünfziger Jahren entwarf, mußte ihn das düstere Phänomen der amerikanischen Auswanderung, das seine Schatten ja in jede pfälzische Familie geworfen hat, nachdenklich stimmen. Die Mobilisierung des Grundeigentums, die das französische Recht in der Pfalz durchgeföhrt hatte, erschien ihm zwar als die Quelle alles Übels; aber auch wenn die Güterzerstückelung nicht eingetreten wäre, so wäre doch der Gefindedienst nicht zur Aufnahme aller überschüssigen Bevölkerung fähig gewesen. So empfiehlt er dann selbst das Abströmen der jüngeren Bauernsöhne in die städtischen Gewerbe, und die Aufgabe des Sozialpolitikers mußte dann darin bestehen, die sittlichen Werte der agrarischen Vergangenheit hinüberzueretten zu dem neuen Geschlechte und ihnen unter den veränderten Bedingungen eine geeignete Form zu schaffen. Es macht den tiefsten Eindruck, wenn man an den verschiedenen Stellen von Niehls Werken sieht, wie selbst dieser konservative Denker, dem die agrarische Ordnung fast noch in lutherischem Sinne die von Gott gewollte Ordnung bedeutet, unter dem Druck der nationalen Notwendigkeit zu einer Anerkennung der industriellen Entwicklung gelangt ist: seine geistige Einstellung zu diesem Problem ist praktisch nicht so gar weit entfernt von der Stimmung unserer größten industriellen Propheten. Er wird zwar schwerlich mit Friedrich List die geistige und sittliche Überlegenheit der industriellen Völker vor den agrarischen behauptet haben, und er würde ebensowenig den Ruhm des „eisernen Zeitalters“ anerkannt haben, den Friedrich Naumann verkündet hat. Aber die Lebensarbeit gerade dieser beiden Männer besteht ja darin, daß sie dem Industriestaat das sittliche und physische Kapitel der deutschen Vergangenheit erhalten, es gegen den drohenden Verschleiß auch in dem neuen Zeitalter schützen wollten; auch bei ihnen steht das zu lesen, was Niehl von der verjüngenden Kraft gesagt hat, die Bauernleben und Bauernsitten auf die städtische Bevölkerung ausüben muß, um sie vor Entartung zu schützen; auch sie wollten den Wald vor Ausrottung bewahren, um den Jungbrunnen des Volkstums frisch zu erhalten. Daß man die wertvollsten Teile ihres Programmes dann unerfüllt ließ, hat dem stolzen Gedanken des autonomen deutschen Industrielandes schließlich die Vernichtung gebracht. Doch dies gibt uns heute kein Recht, den Gedanken selbst und den Weg nun nachträglich zu schelten, und nichts wäre falscher, als bei diesem Punkte Niehl als Eideschwörer zu laden! Nachdem aber die Erschütterung der Industriegewalt, die Gerhart Hauptmann vor zehn Jahren angelindet hatte, nun in so unerwarteter und plötzlicher Weise über uns hereingebrochen ist, mußte freilich die „industrielle Befangenheit“ bei vielen weichen: wir haben alle Lasten und Opfer, alle seelischen und körperlichen Gefahren des Industriezeitalters zu tragen, während die Früchte und die notwendigen Unterhaltsmittel für ein Leben dieses Stiles uns genommen sind. So ist der Industriestaat von neuem und in anderem Sinne als ehemals für uns ein Problem geworden, und wir verspüren eine Sehnsucht nach der Mutter Erde, so stark und bitter-schwer, wie nur eine wahre Not, niemals eine romantische Mode, sie erwecken kann.

Zu solcher Stimmung finden wir in Niehl einen Führer. Denn er hat auch menschlich, in seiner Lebensführung und in seinem persönlichen Sitt in der Tat seine Wissenschaft wirklich gelebt, und darin nicht zum wenigsten liegt die Geschlossenheit und der originelle Eindruck seiner Persönlichkeit. Er ist der Wanderer unter den deutschen Gelehrten, der mit offenen Augen und frohem Herzen die deutschen Lande durchstreift hat und also zu einem umfassenden Bilde der deutschen Landschaft gelangt ist. Es wird an anderer Stelle unserer heutigen Ausgabe noch zu zeigen sein, wie seine einzigartige Stellung in der deutschen Geistesgeschichte eben in dieser Erfassung und Schilderung von Land und Leuten begründet ist und wie er zumal auch für das Verständnis unserer eigenen engeren Heimat das Wertvollste beigetragen hat. Kein Wunder, daß ihn darum auch die geschichtlichen Wandlungen des Naturinnes interessierten, und man wird seinen schönen Aufsatz über „Das landschaftliche Auge“ immerdar zusammenbringen mit den beiden berühmten Darstellungen desselben Gegenstandes, dem zweiten Bande von Humboldts „Kosmos“ und jenem Kapitel aus Jakob Burckhardts „Kultur der Renaissance“,

das „Die Entdeckung der Welt und des Menschen“ überschrieben ist. Während Niehl (1850) in den Naturgemälden die Wandlungen des ästhetischen Geschmacks verfolgt, Humboldt (1847) den Fortschritt in der Schärfe der Naturerkenntnis beobachtet, gibt Jakob Burckhardt (1860) die umfassende Synthese. Niehls eigene Naturgemälde, die sich in allen seinen Werken in unergründlichem Reichtum finden, sind von einer Feinheit und Eindringlichkeit, die man nimmer vergißt, und nirgends zeigt sich die Schärfe seines Beobachtens und die Kunst seines Gestaltens so vollendet, als wenn er düstige Gegenden durchwandert, die andere Menschen als langweilig und uninteressant bezeichnet hätten. Was hat er nicht alles in den „Pfälzern“ gerade vom Hienwald und von den unansehnlichen Rheindörfern der Niederrhein zu sagen gewußt, was nicht alles vom Westrich und seinen „armen Leuten!“ So hat er der Unwirtlichkeit des Westerwaldes und der Rhön die wertvollsten sozialen und landeskundlichen Erkenntnisse abgelauscht, und was er über das in der Residenz so gerne mittelbig angesehene badische „Hinterland“ zu sagen wußte, mag der Abschnitt aus dem Wanderbuch zeigen, den wir im folgenden zum Abdruck bringen. Hier kann Niehl in der Tat den heutigen Menschen, die von der großen Welt abgeschlossen sind und auf ihre bescheidene engste Heimat sich angewiesen sehen, das Auge öffnen. Und die Jugend zumal kann von ihm lernen, daß die Kunst des Wanderns sich nicht in Naturchwärmerei erschöpft und daß die deutsche Jugend jene Gemeinschaft mit der heimischen Natur, die der beste Teil von ihr heute wieder erstrebt, noch lange nicht gewinnen wird, wenn sie gemüßvoll und ziellos durch die deutschen Wälder pilgert und das Leben des Eichendorffschen „Laugenichts“ nachleben will. Die Not der Zeit wird freilich rasch genug zur Nüchternheit zurückführen, und sie hat bereits den Kreis des Wanderns immer enger und enger gezogen. Um so mehr müssen wir es an Niehl wieder lernen, die eigene Landschaft in ihrer Totalität zu ergreifen — in ihren Gemütswerten, ihrer künstlerischen Gestaltung, ihrem natürlichen Aufbau und in der Eigenart ihrer Menschen. Denn zu den Menschen zog es ihn immer wieder: die Landschaft war ihm das Buch, aus dem er die Kunde vom Volke gewann.

Die Volkskunde also geht auf Niehl zurück. Aber auch hier wieder macht sich viel Mode und Geisteslosigkeit breit und sucht sich eine Rechtfertigung durch die Berufung auf Niehl. Doch man darf nicht vergessen, daß die Volkskunde von Niehl geschaffen wurde mit einer inneren Notwendigkeit, weil sie in seinen Augen das Ergebnis seiner ganzen Auffassung vom organischen Bau der Gesellschaft war und gewissermaßen die Krönung seines eigenen geistigen Lebens. Weil er aber alles in seiner inneren historischen Beziehung begriff, deshalb war er ebenso sehr gegen pietätlose Zerstörung wie gegen künstliche Wiederherstellung; der Vernichtung der Spinnstuben oder der Volkstrachten suchte er entgegenzuarbeiten, aber wo die historische Entwicklung darüber hinweggeschritten war, lag ihm nichts ferner als gönnerhafte Sentimentalität. Er wollte nicht jeden Brauch, lebendig weil er alt war, heiligen; denn er wußte, daß es auch vielen Mißbrauch unter den überlieferten Sitten gab, und er hat die Starrheit als die Rehrseite des bäuerlichen Beharrens sehr wohl gekannt und zumal an den Pfälzer Bauern den Wert der Beweglichkeit schätzen gelernt. Er wußte auch, daß sich viel Schlandrian und Bummelfei hinter den kleinbürgerlichen Sitten der alten Reichsstädte verbarg, und seine scharfen Urteile über das Philistertum seiner Zeit stimmen so treffend überein mit dem grimmigen Humor des ihm sonst so wenig ähnlichen Pfälzer Dichters Karl Gottfried Nadtler, der uns begreifen läßt, warum die Revolution von 1848 in Zwickau und Zwickau räuschen ersticken mußte. So lag ihm nichts ferner als wahllose Verherrlichung alter Sitten und überlieferten Tröbels; denn eben weil er historisch dachte, sah er zu tief in den Zusammenhang der Dinge, um nicht eine begründete Sittlichkeit von einem leer und hohl gewordenen Symbol unterscheiden zu können. So war ihm auch die künstliche Nachahmung altdeutscher Bauweise verhaßt: „schafft erst die neue Familie, dann wird diese Familie sich selber ihr Haus bilden“. Und eben weil er Sitten und Geräte nur in ihrer tieferen Bedeutung gelten ließ, darum hat er auch nichts mit jenen modernen Vertretern der Volkskunde gemein, die Gegenstände auf Gegenstände häufen, sammeln, registrieren, begraben: noch jeder echte Kulturhistoriker ist nur mit tiefem Schauer aus dem Germanischen Museum in Nürnberg herausgelommen. Die alten Geräte waren ihm nicht wert als Masse und durch ihre Vollständigkeit, sondern sie waren ihm Quellen in demselben Sinne, wie es die Landschaft ihm war; sie führten ihn den Weg zum Menschen und zum Leben! Und dann genügt sie wohl auch in ihrer Vereinzelnung. Wie schön hat er in

seinen „Kulturstudien“ aus einem alten Atlas oder einem alten Kalender eine ganze Zeit wieder lebendig gemacht, wie sein hat er den rationalistischen Untergrund der pfälzischen Seele ausgezeigt an scheinbaren Kleinigkeiten, am Grundriß der Dörfer, dem Bau der Häuser, am fränkischen Brot. Und darum waren ihm der Boden der Landschaft und die Gegenstände des täglichen Gebrauchs wertvollere Geschichtsquellen, als Allen und Gemarlungskarten, Weistümer und Urkunden, die nachher die Wissenschaft in so unabsehbarer Menge publiziert hat: denn er wußte, daß Vollständigkeit der Tod jeder Wissenschaft ist, und er wollte sich seine wissenschaftlichen Resultate erwandern und nicht zusammenflicken.

So ist er frei und froh durch die deutschen Lande und durch sein eigenes Leben gezogen; von 1823 bis 1897 hat er gelebt, zuerst ein Journalist, dann Professor an der Münchener Universität. Er hat das deutsche Gemüt stark und männlich in sich getragen zu einer Zeit, als das deutsche Leben in Gefäßduselei und in Phrasen zu zerfließen drohte; aber das Feinste, was uns in seinen Werken entgegen-

tritt, ist doch die liebevolle Art, mit der er alle Erscheinungen des Lebens immer mit Absicht von ihrer wertvollsten und besten Seite sieht. So war er zwar konservativ — nicht zuletzt auch in der Musik —, aber er war gewiß nicht reaktionär: denn dazu fehlte es ihm an jeder Fähigkeit der Menschenverachtung, und er hatte auch zu tief hineingesehen in den historischen Zusammenhang der Entwicklung. Furchtlos in seiner Kritik, hat er den Fluch, den das Kleinfürstentum für die deutsche Geschichte und zumal für das Bauerntum bedeutete, scharf genug zum Ausdruck gebracht, und er hat es auch nicht verschwiegen, daß dem deutschen Adel durch eigene Schuld und Kurzsichtigkeit die große politische und geistige Führerrolle entfallen war, die ihm nach der ständischen Ordnung der Gesellschaft zustand und die der englische Adel sich durch alle Wandlungen der Jahrhunderte hindurch bewahrt hatte. Den Bauern, den „Stützen im Lande“, gehörte seine Liebe, und darum blieb sein Gefühl auf der Seite des Beharrens; aber wenn irgend einer, so zeigt es Niehl, wie der historische Einblick den Menschen befreit.

Friedrich Meß / W. S. Niehl und das badische Land.

In Niehls Adern floß rheinisches Blut, und den rheinischen Gauen galten seine besten Arbeiten. Wir meinen jene klassische Schilderung des Rheingaus, „des Bauernlandes mit Bürgerrechten“, wir denken an die Darstellung des Germanenlandes und seiner Kaiserstätten, an seine eifässigen Studien. Unabgetroffen bis auf den heutigen Tag ist seine Charakteristik des pfälzischen Volkes. „Ein rheinisches Volksbild“ hat er im Untertitel das Buch über „Die Pfälzer“ genannt, das der bayerischen Pfalz insonderheit gewidmet ist, in vielem aber auch auf die Leute in der badischen Pfalz zutrifft.

Aber in den Landen am Rhein hat man nicht immer und nicht überall das Andenken W. S. Niehls in Ehren gehalten. Niemand hörte man nicht gerne die Wahrheiten, die er predigte, auch dann nicht, wenn sie ins Gewand des Humors gekleidet waren. Der tiefere Grund für die abweisende Haltung so vieler Gebildeten um die Mitte des letzten Jahrhunderts mag allerdings noch ein anderer gewesen sein. Niehl war gegen den „allgemeinen“ Fortschritt, der damals seine ersten „Triumphe“ feierte; er war, gerade weil er an das Volk glaubte, ein Feind phrasenhafter Volkspredner und einer unwahren Demokratie. Niehl war von Hause aus eine konservative, religiöse Natur; seine historischen und geographischen Studien, seine Wanderungen durch die deutschen Gawe hatten seine Weltanschauung noch stärker gemacht. Die Lehre vom Volkstum war ihm die Lehre von der Ungleichheit der Menschen. In der Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Bildungen war für ihn der Reichtum und die Stärke der Nation begründet. Die sozialen Unterschiede zu erhalten und nicht zu verwischen, schien ihm die höchste Aufgabe der Sozialpolitik.

In Baden predigte man damals aber ein ganz anderes Evangelium. Niehls Kritik traf daher die Südwestecke des Reichs am schärfsten. Die Staaten im Oberheimgelände schienen ihm überhaupt jeglicher historischer oder geographischer Begründung bar. Sie waren für ihn Erzeugnisse der Länderfabrikation, die mit dem Frieden von Luneville anfängt und bis zum Wiener Kongreß dauerte, sie waren entstanden durch Zerreißen natürlicher Landschaften oder gemeinsamer geschichtlicher Überlieferungen. Wie um den inneren Widerstand dieser neuen Großherzogtümer und Königreiche zu verebigen, hatte man von erpative und fortschrittliche Landschaften, katholische und evangelische Gebiete zusammengelittet. Diese Staatsgebilde schienen ihm nicht nur unorganisch nach ihrer Gestalt und inneren Entwicklung, er hielt sie geradezu für eine Gefahr für den Bestand des Reichs. Sie waren ihm der Nährboden von Revolutionen sozialer und politischer Natur, sie schienen ihm der Hort eines Partikularismus zu sein, der unberechtigt war. Wohl war Niehl gegen jede Uniformierung und hielt durchaus am bundesstaatlichen Charakter des Reichs fest, aber diese Staaten wollten Großstaaten sein, ohne das Zeug dazu zu haben. Eifersucht untereinander schien ihm ein groß Teil der Kräfte zu verzehren. Damals sprach Niehl das Wort, das wir heute besser denn je verstehen: „Nur wenn es der Nation an Hals und Kragen geht, da pflegt in der letzten Stunde solche Eifersucht zu weichen, daß die Herzen alles deutschen Volkes dem deutschen Staate zufallen, der das Kühnste wagt. Wollte Gott, wir erlebten's bald wieder, wie es weiland unsere Väter erlebten!“

Denselben kritischen Maßstab wie an die Länder legte er an deren Hauptstädte. Die künstlichen Städte schienen ihm so recht geeignet, den „Zufallsstaaten“ ihren Stempel aufzudrücken. Da

in diesen künstlichen Städten ein selbstbewußtes Bürgertum mit großer Vergangenheit nicht lebte, hielt er die Burokratie dieser Residenzen für gefährlicher als jede andere, eben weil ihr ein Gegengewicht fehlte, sie in ihrer Willkür alles besser wußte und alles über einen Leisten schlug. „Die Badner beneiden nicht gerne das Ausland“, meint Niehl in seinem Gang durchs Taubertal, „aber sie beneiden sich untereinander, und in Tauberbischofsheim klagte man, früher wenigstens, oft und bitter, daß der badische Taubergau des Segens von Amts- und Behördenleuten, Garnisonen, Zuchthäusern und anderen nachhaften Anstalten lange nicht so reichlich teilhaftig werde, wie die übrigen Gegenden des Großherzogtums! Wie konnte sich Niehl vermaßen, dem badischen Staat den Rufm des „Musterlandes“ freitlich machen zu wollen!

Kein Wunder, wenn man in Baden Niehl wenig gedankt, ihn toigehwiegen und zuletzt vergessen hat. Man wird aber nicht sagen können, daß Niehls Urteile über Baden nicht der eigenen Kenntnis der Dinge entsprungen wären. Er hat nach Baden nicht nur oft von den Grenzen her hineingeblickt, er hat auch in Baden gelebt und gearbeitet, und zwar im Mittelpunkt des politischen Lebens. Mit Wiehne hat er 1847 die „Karlsruher Zeitung“ rebigiert, mit dem Abgeordneten Christ gab er den „Badischen Landesboten“ heraus, bis er nach Kaschau ging, und die Landtagsverhandlungen hat er persönlich in der Hauptsache niedergeschrieben.

Die Entwicklung hat aber Niehls politisch-geographischen Betrachtungen und Prophezeiungen nicht Recht gegeben. Denn modernen Staat standen ganz andere Mittel wie dem älteren zur Verfügung, um die einzelnen Landesteile zusammenzuschweißen: vervollkommnete Verkehrsmittel, die allgemeine Schul- und Wehrpflicht, und zudem ist der neue festgefügte Staat zu einem guten Teil gerade das Werk eines geschulten Beamtenstums. Ein gemeinsames badisches Staatsgefühl vereinigt heute räumlich auseinanderliegende Gebiete. Man ist gut badisch am Rhein und am See. Niehl war denn auch freimütig genug, dies einige Jahrzehnte später zu erklären. Was er 1883 im Vorwort zur 8. Auflage von „Land und Leuten“ über Karlsruhe sagte, scheint heute noch wertvoller als damals: „Gar manche künstlich hinaufgeschraubte kleinfürstliche Residenzstadt sank wieder zum unscheinbaren Landsstädtchen herab, welches uns nur noch durch ein verwaistes Schloß und heruntergekommene Adelsitze an seinen früheren Glanz erinnert. Andere künstliche Städte sind aber auch weit über ihren Ursprung hinausgewachsen und behaupten jetzt eine steigende innere Notwendigkeit. Entschieden wirkte hier der moderne Staat und der moderne Verkehr, welche mancher Residenzstadt, die früher ganz vom Hofe lebte, jetzt ganz neue Grundlagen des Wohlstands und selbständig bürgerlicher Tätigkeit bereitet haben. Die künstliche Stadt, die früher nur von der starken Hand des Fürsten gehalten wurde, steht dann jetzt auf eigenen Füßen. Als Beispiel nenne ich Karlsruhe. Wenn auch diese Stadt heute aufhören sollte, die badische Residenzstadt zu sein, so würde sie zwar zunächst große Einbuße erleiden, aber doch keineswegs in ihr früheres Nichts zurückfallen. Die Karlsruher brauchen sich auch nicht zu fürchten, daß das als alter berechtigige Durlach, welches vor dem durch ihre werdende Stadt beiseite gedrängt wurde, nun seinerseits wieder Karlsruhe in die Ecke schieben werde. Karlsruhe ist ein neuer Verkehrsmittelpunkt geworden, eine industrielle Stadt, ein Sammelplatz

eigenartigen gewerblichen, geistigen und geselligen Lebens. Es würde die Kraft besitzen, sich neue Hilfsquellen statt der verlorenen zu erschließen, es würde sich behaupten, wie Wiesbaden, Kassel und Hannover sich behauptet haben, obgleich sie keine Residenz- und Landeshauptstädte mehr sind. Vor hundert Jahren dagegen hätte Karlsruhe gemäß noch nicht die Kraft besessen, einen neuen natürlichen Schwerpunkt nach Verlust des künstlichen in sich selber zu finden.

Mancher mag Niehls politischen Schriften nur noch historischen Wert beimessen. Mag auch vielleicht der Überzeugung sein, daß diese Werke bereits veraltet waren, als sie erschienen, denn schon war die Zerlegung der alten Stände zu weit fortgeschritten, und man mag behaupten, daß sie noch nicht wieder zeitgemäß sind, weil die neuen Stände noch nicht geboren sind und für den päpstlichen Staat die Zeit noch nicht gekommen ist.

Sie gehören jedenfalls zu den bestgeschriebenen deutschen Büchern. Noch mehr gilt das aber von seinen kulturgeographischen Schilderungen. Keiner der folgenden Generation hat ihn hier erreicht in der Gestaltungskraft, keiner hat das umfassende Wissen und die

glänzende Beobachtungsgabe besessen. Friedrich Naepel ist Niehl in seinen „Südwestdeutschen Wanderungen“, in seinem „Deutschland-Buch“ nahegekommen, aber gerade diese Arbeiten sind ohne Niehl gar nicht denkbar, denn Naepel ist hier ganz in den Bahnen des Meisters gewandelt. Daß eine anders geartete Naturausstattung ein Volksleben besonderer Art hervorbringt, daß Land und Leute eine unzerkennbare Einheit sind, das hat vor und nach Niehl kein junimähiger deutscher Geograph mit ähnlicher Schärfe entwickelt. Wir Badener schulden ihm hier besonderen Dank für die Schilderung einer badischen Landschaft. Wohl ist es nur ein schmaler Streifen des badischen Frankenlandes, den er in seinem „Gang durchs Taubertal“ gezeichnet hat, und es ist diese Stizze nur ein Stein aus einem größeren kunstvollen Gebäude. Die Wirkung wird aber nicht allzu sehr abgeschwächt, wenn nachstehend nur das Schlupfkapitel wieder gegeben wird. Alle kritischen Stellen sind stehen geblieben, denn sie können heute nicht mehr verärgern, sondern stimmen humorvoll, und diese Wirkung hat Niehl wohl auch beabsichtigt. Es schadet auch nichts, wenn viele Einzelzüge im Bilde nicht mehr ganz stimmen, denn Land und Leute haben sich an der badischen Tauber in manchem gewendet. Doch lassen wir den Künstler selber sprechen.

W. H. Niehl / Das untere Taubertal.

(1865)

Im mittleren Taubertal (Mergentheim, Königshofen, Tauberbischofsheim) herrscht der regste Verkehr, und weht inmitten alter Ruinen und altfränkischer Typen der Dem des frischen gegenwärtigen Lebens, im oberen überwiegt die Geschichte.

Tauberbischofsheim ist enger, dunkler, altertümlicher angelegt als das freundliche Mergentheim; aber es verjüngt sich und wird wohl in wenigen Jahrzehnten, trotz seines burgartigen Schlosses, seiner gotischen Kirche und Sebastianskapelle, eine halbwegs neue Stadt geworden sein. Mit Überraschung entdeckt man hier, daß es an der Tauber auch Städte gibt, die nicht aussehen, als seien sie aus Münters „Kosmographey“ geschnitten. — Städte, die ihren Ball bereits in eine Waldpromenade verwandelt und ihre budelige Tauberbrücke (die Groglinger trägt in diesem Stad den Preis davon, zum Entzücken des Malers und zur Verweisung aller Fußleute) durch einen breiten und ebenen, völlig modernen Brückenbau ersetzt haben. (Diese Brücke sollte 1866 im Preußentriege zu einer traurigen Verühmtheit kommen.) Ja, es gibt sogar monumentale Neubauten in dieser Gegend; ein neues Rathaus und ein neues Gymnasium entstehen soeben in Tauberbischofsheim, ein Krankenhaus von reicher undzierlicher architektonischer Wirkung ist fast vollendet, eine neue gotische Kirche schmückt das Tal weiter abwärts bei Werbach, und ein romanischer Kirchenbau, von Gärtner in München, spiegelt sich in der Mündung der Tauber bei Wertheim.

Wie man sagen kann, daß rheinische Natur bis Heilbronn nedar aufwärts steigt und also der Rhein gleichsam ein Stück Wegs ins Redartal hineinschaut, so schaut auch der Main bis gegen Werbach ins Taubertal.

Der unterste Teil der Tauber ist der einsamste: die Dörfer liegen weit auseinander, die Hauptstraßen lenken seitab ins Land hinein, die Berge rücken enger, höher zusammen, rechts und links bis zur Talsohle mit Wald bedeckt, während sonst an der Tauber meist nur die Höhen des linken Ufers mit Wald bedeckt sind.

Das regste Leben in der Bergangeheit gehörte der oberen Tauber, das regste Leben in der Gegenwart gehört der mittleren, die unterste Strecke war zu allen Zeiten die einsamste. Freilich ist Wertheim, die Mündungsstadt, weitaus volkreicher und wirtschaftlich entwickelter, als alle anderen Städte an der Tauber. Allein das ist sie als Mainstadt, nicht als Tauberstadt. Der beste Wertheimer Wein wächst am Main, und Schifffahrt und Handel folgen dem größeren Fluß.

Zwischen Werbach und Wertheim dagegen können wir noch stundenlang durch ein enges Wald- und Wiesental wandern und sehen nichts als idyllische Naturschönheit. An der ganzen übrigen Tauber festsetzt uns vorab der Meiz der Staffage, der malerischen Dörfer und Städtchen, und dann erst der Hintergrund der Landschaft.

Doch muß man sich diese Einsamkeit nicht gar zu einsam vorstellen — dafür sind wir in Mitteldeutschland, und die Idylle nicht gar zu idyllisch — dafür sind wir im Großherzogtum Baden. Es zieht eine treffliche Landstraße durch das stille Tal, auf den Weg

weisen lesen wir in Dezimalen, wie weit es zum nächsten Dor'e ist, und die Bauern wissen also hier ohne Zweifel schon sämtlich, daß 6,6 Stunden nicht 66 Stunden sind. An der württembergischen Tauber rechnet der Wegweiser noch volkstümlich nach der Uhr zu Viertel- und halben Stunden, und an der bairischen Tauber rechnet er gar nicht.

Die Kulturlzone der numerierten Apfelbäume beginnt zwar schon bei Mergentheim, allein doch erst sporadisch; an der badischen Tauber wird die Sache rationell und zum System. Unter Werbach, wo der rote Sandstein zulage bricht und seine Waldberge quer gegen den Talkeßel schiebt — hier, wo der Wanderer aufatmet bei dem Bilde reiner Naturromantik, trägt jeder Chausseebaum seine eigene Nummer, schwarz auf weiß in Olfarbe, und die Nummern nach den Dezimaltheilen der Straßenlänge geordnet. Denn der moderne Staat verschont keine Apfel nicht, sondern er versteigert sie. Die Nummern kommen aber auch im Bairischen vor, gegen Würzburg hinüber. Allein die Bayern sind doch noch ein wenig zurück; sie haben ihre Bäume nur gemerkungsweise ganz einfach nummeriert wie die Zähler und ohne Rücksicht auf die Länge des Erdhalbmessers, Metermaß und Dezimaleinteilung der Straßenlinie.

Die Wiesen des einsamen unteren Tauberwaldtals sind gut gepflegt, vielfach kunstvoll bewässert; bei Bischofsheim hat man den ganzen Fluß zugunsten der Wiesenkultur in einen geradlinigen Kanal verwandelt und bei Bronnbach sogar einen Bach über die Tauber geführt, damit er hier noch einmal die Wiesen wässere und also am rechten Ufer münde, während er am linken Ufer entspringt. Das ist doch Kunst in der Natur.

Kräftige weitgedehnte Eichenbestände bilden den Wald dieses unteren Taubertals; sie erinnern schon an den nahen Speßart. Allein die forstwirtschaftliche Pflege schaut uns überall aus dem Dickicht entgegen, und wir denken darum hier im Eichenhatten weit eher an die wunderreichen eichenen Faßdauben und Bohlen, welche in Wertheimer Hafen verladen werden, als an den germanischen Eichenwald. Dieser Gegensatz überraschender Kultureindrücke inmitten der schweigenden, reinen Naturschönheit wird sich aber noch viel schärfer zeigen, wenn einmal die Eisenbahn fertig sein wird, welche hier mit Tunneln, Durchstichen und Dämmen das Tal gar mannigfach durchschneidet. Allein, wenn dann auch der Weg durch den Berg führt, wie der Bach über den Fluß, und wenn neben den numerierten Apfelbäumen Bohnen an allen Telegraphenstangen sich aufranken, so wird doch mit der einsam schönen Landschaft ein Drittes sein Recht noch immer behaupten: allerlei verstoffener Schmutz von Kunst und Geschichte. Gamburg mit seinem Schloß und seiner alten Mühle wird malerisch bleiben; Nillaushausen historisch denkwürdig, und Bronnbach wird wohl gar noch mehr als jetzt eine Quelle des Studiums und der Erbauung für den Architekten und Kunsthistoriker werden. Diese Reliquien wirken aber um so poetischer, weil sie so heimlich versteckt liegen.

Wer vor der ehemaligen Bistumsresidenz Bronnbach um die Waldecke biegt, der erwartet wohl kaum hier in engen Tal

den Mittelpunkt eines Oeconomicus von nahezu 2500 Morgen Flächehaft zu finden mit hochentwickelter Viehzucht und einer auf die Ausfuhr arbeitenden Brauerei. Wer sich aber dann die Wirtschaftsgebäude in ihrer weitläufigen Klosterlichen Hof- und Popsprache näher betrachtet, den überrascht wiederum innerhalb dieser verblühten Herrlichkeit ein wahres Kleinod reiner und echter mittelalterlicher Kunst, die Abteikirche. Sie ist ein wenig gekannt, aber sehr kennenswerter spätromanischer Bau, dreischiffig, mit langem Chor und kurzen Querhäusern, das Mittelschiff bereits von ursprünglichen Kreuzgewölben überspannt, der Chor im Halbkreis abschließend, außen mit einem höchst originellen Rundbogenfries geschmückt, das Ganze einheitlich durchgeführt bis hinauf zu den beiden Dachreitern, wo die, was gewiß selten ist, noch unverfälscht die romanische Ornamentik tragen. Das Innere ist zwar mannigfach verzopft, dennoch aber im wesentlichen wohl erhalten. Der Bau als solcher entging der Verfallungswut des 16. wie der Verbesserungsstimmung des 17. und 18. Jahrhunderts, und der innere Schmuck — bis jetzt wenigstens — auch der Wiederherstellungswut des 19.

In Bronnbach rühmt man das Bier und in Altlashausen den neuen Fünfundsechziger, der hier wie anderwärts alle Jahrgänge unserer Zeit übertreffen soll. Der berühmteste Altlashäuser ist aber doch der 1476er, ein Revolutionswein. Damals war der Wein am Main und an der Tauber besser geraten und wohlfeiler als seit Menschengedenken. Wie er nun im folgenden Jahre recht vergoren und das stärkste Jugendfeuer gewonnen hatte, da strömten die Leute zu Tausenden hier zusammen, lagerten sich im Felde ringsum und schlugen Wirtsbuden auf, um zu trinken und die Predigt des Hirten und Pantenschlägers Hensein zu hören, der in Ermangelung einer besseren Rednerbühne den Kopf zum Dach eines Bauernhauses herausstreckte und, wie Johann Herold, der Haller Chronist, sagt, heftig eiferte „wider die Obrigkeit und Klugheit, auch spitzige Schuch, ausgeschmückte Goller und lange Haare“. Diese Rede war auch ein junger Wein, aber noch etwas unvergoren. Und bei den Zuhörern arbeitete der vergorene Fünfundsechziger und dieser unvergorene Sechsunndsechziger durcheinander, sie bereuten ihre Sünden und noch mehr das „trockene Gend“ (wenn einer großen Durst und nichts zu trinken hat), und trugen Schmutz, Kleider, Haare, Schuhspitzen, Geld und Herzen in die Kirche, welche noch als ein verwitweter gotischer Bau am Platze steht. Da aber der Tauberwein feurig ist und leicht berauscht, doch ebenso rasch auch wieder verfliegt, so wäret (nach Herolds Zeugnis) viele, oft bis aufs Hemd entkleidet, gern wieder umgekehrt und hätten ihre Kleider wieder geholt. Allein der Mensch,

welchen die Gleichheitspredigt jenes Propheten des Bauernkriegs in den Köpfen der großen Menge entzündet, blieb dennoch nachhaltiger, als der rasch verdampfende Weinrausch, und so ward denn bekanntlich die Beche erst später in Würzburg gemacht, wo die Bauern von den Reigen des Bischofs zersprengt und erschlagen wurden, der Bauer aber verbrannt und seine Asche in den Main gestreut.

In Wertheim gewahrte man überall die Spuren der kaum verklingenen Herrlichkeit, und eine Stadt kann ebensogut übermächtig aussehen und Kagenjammer haben, wie ein einzelner Sterblicher.

Aber darin zeigte sich Wertheim heute im hellsten Licht eines Rhein- oder Main- und Weinstadt, daß ein neues Fest, und zwar ein Fest der Arbeit, die Abspannung des gestrigen Festes niederschlug. Gestern galt es dem Taubertal und heute dem Main. Die besten Wertheimer Weinberge liegen am jenseitigen Mainufer. Und von da drüben schallten ebt die Freudenstöße und die Jubelrufe der Winzer. Es war Weinlese. Große Mainische, die bei dem niederen Wasserstand jetzt Ferien hatten, fuhren herüber und hinter, als seien es kleine Mägen, mit Menschen, Fässern, Butten und Tragkufen bis zum Rande beladet.

Das bunteste wimmelnde Leben entfaltete sich abends jedoch auf der Tauber. Sonst nicht schiffbar, bildet sie bei der Mündung einen Hafen für die Mainische. Und gerade dieser Mündungswinkel ist so wunderschön! Die schwarze überdachte Holzbrücke der Tauber im Vordergrund, die Taubervorstadt mit ihrer neuen Kirche zur Rechten, die Mainstadt mit den Hafentürmen, mit ihrer alten gotischen Kirche und den großartigen Trümmern des Bergschlosses in der Mitte, die jenseitige Vorstadt Kreuzwertheim zur Linken — das alles gibt ein Gesamtbild von solcher Fülle und Pracht des malerischen Aufbaues, daß man es wohl, wie schon viele getan, mit Heidelberg vergleichen darf.

Und gerade an diesem reizenden Punkt sammelten sich die meisten weinbeladenen Schiffe und landeten am Tauberufer, wo der Most aus den Butten in die Fässer gefüllt auf Wagen oder auf Tragkufen geschafft und haben wie drüben durch die geschäftig wimmelnde Menge zur Stadt gefahren wurde.

Das war mein letzter Blick auf die Tauber. Der letzte Eindruck war reiches, frohes Arbeitsleben inmitten einer ewig jugendlichen Natur und alter Denkmale und Trümmer verjungerter Menschengeschlechter. Westwärts, wo der Main zum Rheine zieht, verläßt die Sonne, und nach einem Gang von der Frankenhöhe durchs Taubertal herab ist Wertheim bereits eine Weisagung auf den Rhein.

Mar Dreßler / Oswald Spengler.

Untergang des Abendlandes. II. Bb.

(Schluß.)

Und die Kulturen haben nicht nur jene zentrale ursprüngliche Verbindung, sie haben auch einen äußeren peripheren Zusammenhang. Die Kulturseelen unterscheiden sich von Pflanzen darin, daß sie eine Tradition hinterlassen, die von anderen Kulturseelen aufgegriffen, verarbeitet, angeeignet werden kann. Sehr lehrreich die Aneignung antiken Geistes durch den gotischen Menschen. Gewiß kann der gotische Mensch kein echter Hellene sein. O. Spengler spricht von einer gänzlich unbewußten Weisheit der Auswahl und der ebenso entschlossenen Umdeutung der Einflüsse anderer fremder Kulturen. „Die innere Kraft eines Daseins äußert sich vielleicht nirgends so deutlich wie in dieser Kunst des planmäßigen Mißverständnisses.“ So leugnet O. Spengler die Möglichkeit für den faustischen Menschen, die Kultur des apollinischen Menschen irgend zu begreifen. Wozu aber auch sollte die vergangene Kultur von einer neuen Seele getreu wiederholt werden; gewissermaßen als zweite unveränderte Auflage erscheinen? Vielmehr wird die alte Kultur in einer neuen wieder lebendig, aber nicht als sinnloser Abfall, sondern durch die Eigenart und Eigenwilligkeit des neuen Trägers schöpferisch neu und eigenartig gestaltet. Iphigenie und Die Braut von Messina sind griechisch inspiriert, aber keine griechischen Tragödien; unter Michel Angelos Händen wurden aus griechischen Figuren Karode. Der Wert ist, zu sehen, wie alte Gedanken in neuen Menschen sich spiegeln und wandeln.

Was bedeutet die Anschauung O. Spenglers für unser Leben, was ist ihre ethische Wirkung?

Wie fühlen wir uns, eingereiht als Glieder in die große Kette einer zu Gott als ihrem Ursprung und Ziel hinführenden allgemeinen Entwicklung?

Wie fühlen wir uns als Glieder eines aus dem Göttlichen hervorsprossenden und schließlich in seinen göttlichen Urgrund zurückwirkenden Organismus?

Dort stehen wir unter einem strengen und harten, unerbittlichen Imperator eines fernen Zwecks, sind Mitarbeiter an der Erreichung eines fernen göttlichen Ziels, sind Gottesstreiter und opfern im Leben einer außerhalb desselben liegenden göttlichen Aufgabe. Unser Leben ist nicht um seiner selbst willen da, sondern wird als Mittel zum Zweck verbraucht. Das Leben ist eine Aufgabe, dienend Stufe zum Fortschritt in einer unendlichen Entwicklung. Wir haben gesehen, daß eine unendliche Entwicklung kein Ziel erreicht, daß Leben immer nur in saecula saeculorum diese Entwicklung, die Regieren, Protestieren, Jagen und Hasen, eine Szene aus Tartarus, ist, in der die Sehnsucht nie erfüllt, der Durst nie gewirkt. Der Glaube an ein in Zukunft erreichbares Himmelreich auf Erden, an ein irdisches Paradies, ist ein Mißverständnis, eine Täuschung, eine Fata Morgana, ja ein ungerechter Unfuss, der Myriaden

Blatt
antos" in ein
htigung der
e Rohstoffe,
icksichtigung
en Höhe des
hern, Statu-
ichtrats.

ahme
ters
ner
sten
mer.

Die Pyramide

Leben verbraucht, um einen Endzustand einem Geschlecht zu bereiten, in dem dieses nicht leben kann.

Ganz anders, wenn wir uns der Spengler'schen Anschauung anschließen. Das Leben in dieser Zeit ist keine Realität, ist nur Erscheinung, Symbol des Absoluten. Wohl, leben wir immer so, daß wir uns als göttliche Symbole fühlen dürfen. Die göttliche Kraft, die das Seelenymbol hervortreibt, sie durchbringe uns als Glieder dieses Symbols ganz und stets.

Aber es wird nichts erreicht! Nein, es soll nichts erreicht werden. Das Wesen ist, unabhängig von allen seinen Symbolen, ewig vollendet. Die Erscheinung ist um ihrer eigenen Schönheit und Kraft willen da. Das Leben hat keinen Zweck außerhalb seiner, es ist Selbstzweck. Wir blühen wie die Rosen, ohne Absicht, ohne Zweck, selbstgenügsam in unserer Schönheit. Diese Kulturgeelen, Lebewesen höchsten Ranges, in denen unser individuelles Leben beschlossen ist, wachsen auf in einer erhabenen Zwecklosigkeit, wie die Lilien auf dem Felde. Sie haben keine Aufgabe, keinen Imperator, der ihr Leben einem äußeren, anderen Zweck dienlich macht, sie haben nur die Aufgabe, sie selbst zu sein, das Geseß ihres Daseins zu erfüllen.

Man spricht von Pessimismus, von der krasstümlichen Theorie dieses verkehrten Buches. Das ist nur die Frage, ob dieses zwecklose Knospen aus göttlichem Urgrund ohne anderen Zweck, als Bewahrung der Kraft und Schönheit den Menschen läßt, ob es ihn nicht vielmehr lähmen muß, wenn er sich verbräutet fühlt in einer Aufgabe, die in unendlicher Entwicklung nie gelöst werden kann. Man denke sich nur völlig hinein in den großen Gedanken der Zwecklosigkeit des Lebens, in das Gefühl, das uns überkommt, wenn wir, nach R. Dehmel's schönem Wort „von jedem Zweck genesen“ sind; von dem Zweck, der wie eine drückende Krankheit unser Leben belästigt, ihm alle Freudigkeit, alle Freiheit nahm; der uns fremdem Ziel dienlich machte und abzog vom Dienst an unserem eigenen Leben. Wie fühlt sich der Mensch, der nicht Zwangsarbeiter, Galeerenflabe ist, sondern das Recht, um sein Leben um seines Lebens willen allein zu leben; seine göttliche Freiheit zu bewahren, nur gehorchend der Idee, die lebendig in ihm herrscht: Hier steh' ich, ich kann nicht anders!

Unser Leben hat keinen anderen Zweck, als zu leben, kräftig in Schönheit und Menschlichkeit sich selbst zu gestalten. Unser Leben ist ein göttliches Symbol — also: können wir in unserem Leben von Gott. Wir haben nicht, wie bei Hegel, die Aufgabe, Gott zu vollenden; Gott braucht die Erscheinungen nicht; aber das vollendete Wesen lebt in seinen Erscheinungen.

Wir haben die Gegenwart wieder gewonnen, statt „der Zukunft stets gewärtig, nie fertig zu werden.“ Die Gegenwart, dieses augenblickliche Dasein, hat Beziehung zur Ewigkeit; die Zukunft, die vollende Zeit, die unendliche Entwicklung keine. Das vollendete Wesen ist und seine Erscheinung ist; was nur immer wird, ist nie. „Es ist ein Schauspiel, das in seiner Zwecklosigkeit erhaben ist, zwecklos er-

haben wie der Gang der Geschichte, die Drehung der Erde, der Wechsel von Land und Meer, von Eis und Urwäldern auf ihr. Man mag es bewundern oder beweisen — aber es ist da.“

Das Leben ist als Tatsache zu nehmen und zu genießen, die ohne Blick auf einen zu erreichenden Zweck, ohne über sich selbst hinauszudeuten, in sich selbst ruht wie ein Kunstwerk. Der einzige Zweck des Lebens ist das Leben selbst als göttliches Symbol. Die Menschheit hat kein Ziel, keinen Plan, so wenig wie die Gattung der Schmetterlinge oder der Dackel ein Ziel hat. „Das Leben hat einen Zweck“: Die Entwicklung seiner selbst, aller Anlagen zu Wirklichkeiten, den Zweck, sich seinem Wesen nach auszuwirken, zur Darstellung zu bringen, was in ihm schlummert an göttlichen Kräften — sonst keinen.

Schöpferische Menschen fühlen sich vielleicht am meisten getränkt und beinträchtigt durch die Auffassung O. Spenglers, daß das Abendland in der Periode des Verwelkens, der Zivilisation stehe. Kultur ist ein aus der Landschaft geborener Organismus, Zivilisation der aus seiner Ersparung hervorgegangene Mechanismus. In der Periode des Abfliegens hat die Kunst vor der Technik zurückzutreten. Von einer großen Malerei und Musik kann nach Spengler bei uns nicht mehr die Rede sein; unsere architektonische Schaffenskraft ist seit hundert Jahren erschöpft. Der Idealismus eines „Provinzialen“ lehnt sich vergebens gegen diese Tatsache auf. Der Gedanke erscheint nur zu wahr, wenn wir auf das ganze unserer Zivilisation blicken, sehen, wie überall der Mechanismus den Organismus zu erstarren scheint. Ist nicht aber, wenn wir die Geschichte überblicken, Kultur immer bei wenigen nur gewesen; war nicht die große Menge und die herrschende Schicht der Menschheit in allen Völkern und allen Kulturzeiten immer zivilisatorisch orientiert und ließ ihre wenigen Künstler und Philosophen, ihre Kulturträger, immer in Armut und Verachtung verderben? Man denke nur, wie die Griechen, in höchster Kulturblüte, mit ihren Sokrates, Sophokles, Platon usw. verfahren.

Ob aber zum Beifall zwingend, ob Widerspruch erregend, unter allen Umständen wirkt das Spengler'sche Werk auf unsere Zeit und Kulturanschauung mächtig und nachdrücklich hin; wer kulturphilosophisch sich äußern will, muß durch dieses epochale Werk hindurchgehen, muß sich vom Spengler'schen Geist durchwehen lassen.

Ich benutze die Gelegenheit dieser Besprechung, um schließlich noch auf ein soeben erschienenenes Werk hinzuweisen, welches seinem Inhalt nach in diesen Zusammenhang gehört: Geschichte des Kultur- und Bildungsproblems, eine Einführung in die Kulturphilosophie von Dr. G. Burckhardt*). Dies vorzügliche Buch mag als Einleitung zu Spengler gelten, indem es die wichtigsten Kulturprobleme und ihre Behandlung von den Griechen bis Nietzsche in mustergültiger, eindringlicher und höchst belehrender Weise bietet und schließlich bei O. Spengler ankommt, auch diesen mit einigen Worten streift.

*) Verlag Quelle & Meyer.

Robert Jacques / Mutter Meer.

Als die siebzehnjährige Izabella da Cunha in Rio de Janeiro zu ihrer ersten Reise nach Europa das Schiff bestieg, überfiel sie, kaum daß sie an Bord war, ein bohrendes Gefühl von Angst und Krankheit. Der Ozean war ruhig, aber sie genas während der ganzen Fahrt nicht mehr von diesem elenden Zustand. In Boulogne verließ sie den Dampfer, sterbensmüde, erschöpft, bleich, schön und das Herz von weher Sehnsucht nach ihrer besonnten Heimat zerrissen. Ihr Vater brachte sie nach Paris. Dort erholte sie sich in der Klinik eines Nervenarztes und ließ in sich während der langjahren, milden Genesung alle Wünsche und Wonne an die ferne weiße Sonnenstadt in den Bergen am Meer anwachsen. Aber bevor sie aus dem Sanatorium entlassen wurde, beobachtete und untersuchte man sie noch einige Tage lang. Als ihr Vater sie abholen kam, sagte ihm der Arzt: „Ihre Tochter darf keine Seereise mehr machen. Eine neue Reise nach Brasilien setzt ihr Leben aufs Spiel.“

Da warf das Mädchen tropig und verächtlich hin: „Ich fahre morgen!“

Der Arzt verbeugte sich mit einer bedauernden Bewegung, während die Sehnsucht nach dem Meer, das die Brücke zu ihrer schönen Heimat war, in Izabella aufstiege und brausend durch alle Nerven und Nerven brannte, daß sie die Hand über die junge Brust und das Herz pressen mußte, weil es wie ein Vogel aus ihr herausfliegen zu wollen schien.

Nachmittags reisten sie nach Boulogne.

Aber als Izabella das Meer wieder sah und langsam im Wagen die Straße zu den Felsen hinaufstieg, der Ozean sich immer weiter dehnte, kalt und grün wie Bronze und mit ungeheuerlichem Niedenwollen drunten lag, da kroch Izabella in sich zurück. Ihr Trost erlahmte. Sie schaute scheu hinunter auf das ungemessene, von kleinen Wogen aufgeplügte Feld. Eine grüne rätselhafte Einsamkeit lag auf ihm, etwas Beräuschendes und Ubergewaltiges. Izabella schloß auf einmal, daß ihr Herz brach. Sie warf sich in die Polster des Wagens zurück und weinte lautlos und heiß. Sie war ganz schüchtern geworden.

Aber als sie ins Hotel zurückkamen, fand sie ihren Trost wieder: „Ich will hier wohnen bleiben!“ sagte sie. Ihr Vater erklärte sich einverstanden. „Nein!“ rief sie aufbrausend, „nicht in diesem Hotel. Ich will immer hier wohnen. Ich will hier ein Haus für mich haben. Ich kann nicht mehr nach meiner Heimat zurück. Ich bin aus dem Paradies vertrieben und verflucht. Ich bin wie Tantalus, dem sich jeder Wunsch entzog, und der doch immer die Erfüllung vor Augen sah. So bin ich.“

Sie stellte sich bleich und bebend vor ihren Vater. Es sprühte ihr leidenschaftlich und feindselig aus den Augen, und der Mann beugte sich ihrem Willen. Es war ihm eine teure Gewohnheit, all ihre löstlichen und krausen Launen zu erfüllen. Er kaufte eine Villa weit draußen am Meer. Sie hatte das Haus selber ausgewählt. Es lag auf den Felsen, und sein Garten ging bis an die Ranten der

Tiefe. Dort wohnte sie mit dem Vater und ihrer alten Erzieherin Anna. Alles was im Haus geschah, beugte sich verstummend vor Izabella. Die lief die Treppen auf und ab, schloß an die Fenster und lehnte sich weit hinaus. Drunten lag das Meer mit seinem rauschenden Schweigen, und Izabella rief hinab: „Rio!“ — immer das eine Wort, das ihr das verlorene Paradies bedeutete.

Sie dachte Stunden und stundenlang nur an die Heimatstadt. Einmal, als sie mit ihrem Vater in den Dünen ging, die der Himmel überspannte, dunkel und selig blau, wie er die Palmen ihrer Heimat umfloß, erinnerte sie sich eines Orangenverkäufers, der immer am Eingang in den botanischen Garten zu Rio stand. Sie liebte plötzlich diesen Mann mit irer aufbrechender Leidenschaft. Er kam ihr vor wie ein Märchen mit goldenen Augen. Und um sie war nichts als die dürre Farblosigkeit der Sanddünen. Da warf sie sich nieder, biß mit ihrem Mund in die harten Grasbüschel und grub ihre Hände bebend in den Sand. Sie schrie mit heißen, unkenntlichen Lauten in den Erdboden hinein: „Ich will ihn haben!“ Ihr Vater stand hilflos bei ihr. Tränen kamen in seine Augen. Da erhob sich Izabella auf einmal und bat ruhig und traurig: „Verzeih' mir, Papa!“ Sie strich den Sand aus ihrem schwarzen Samtleid. Ihr kleiner, runder Mund war voll zarter, blutiger Schrammen, die das Gras geritzt hatte, und weiche Fältchen lagen mit bitterer Anmut um seine Winkel. Sie ging dann still mit nach Haus und schaute den Abend über immer aufs Meer hinab. Sie flüsterte sich zu: „Mein verlorenes Paradies!“ Sie sah ihre Stadt funkelnd an die hinstreichenden Ufer und bis hoch in die Berge hinangeflücht. Droben standen die Wälder angehalten, in ihrer Urwaldtippigkeit voll dunkeln süßen Geheimnisses. Die Sonne strömte schwer und leidenschaftlich von ihnen über die Stadt, aus der in allen Gassen kleine Erinnerungen in ihrer Phantasie keimten und zu kosmischen Notwendigkeiten aufwucherten. Alles wurde wie eine traumschwere, melancholische große Blume.

Sie wurde immer scheuer und dunkler und stieß die Menschen von sich, und als ihr Vater einmal mit einer zärtlichen Bewegung nach ihrem Kinn griff, wies sie seine Hand ab. Er sagte: „Du liebst deinen Vater nicht mehr!“ Sie warf ihren Stuhl zurück und rief erheitert und wild: „Ich liebe das Meer!“ und lief davon. Sie ging in den Garten und legte sich auf die Mauer und schaute in die Tiefe hinab. Drunten atmete die grüne Weite auf den lichten Strand aus. Ihr Atem war ein weißer leuchtender Schaum, der aufblühte und verflüchtete und aufblühte. Izabella sagte sich kindlich: „Ich muß mich mit dem Meer gut halten!“ und sie nannte das grüne dunkle Ungeheuer: Mutter Meer.

Ein anderes Mal, als sie auf der Mauer lag, in Troß und wilder Auflehnung fast vergehend, war es ihr, als ob das schwarze, unfassbare Ungeheuer sie damals gewaltsam von ihrer Heimat losgerissen hätte. Als hätte es sich ihres Lebens bemächtigt, und ihre elende Fahrt kam ihr vor wie eine fürchterliche Operation voll Schrei und Schmerz. Sie reichte die Brust über die Mauer und schrie hinab: „Du hast mir alles genommen, du . . .“ Aber sie erschrak, als habe sie eine Gottheit beleidigt, und schen und fromm flüsterte sie schmeichelnd: „Mutter Meer!“ Sie sah ein Schiff langsam, nah' der Küste, mit seinem Rauch am Schornstein wie mit einer dunklen Fahne dahinziehen und fragte Anna: „Meinst du, daß das Schiff dort nach Rio fährt?“ Anna war müd' in ihrem Alter und in den heißen Sommertagen und sagte halb im Schlaf: „Ach, gewiß nicht!“ Aber Izabella schrie ihr ins Gesicht: „Doch fährt es. Ich fühl', wie es meine Wünsche aus mir herauszieht und mit sich nimmt.“ Die Alte wachte erschreckt auf. Izabella stürzte davon, böse und unwillig raste sie im Haus umher. Sie wollte niemanden sehen und legte sich ins Bett. Das Meer rauschte, wie aus dem singenden Schoß einer wahren Muschel heraus ins Zimmer. Izabella stand auf und ging ans Fenster. Drunten zog wieder ein Dampfer, ein mächtiger Oceanrieser, und plötzlich ließ er in der ersten Dämmerstunde all seine Lichter kühl aufleuchten. Da bettelte Izabella: Nimm mich mit!

Izabella wurde von Tag zu Tag wilder und scheuer. Der Vater war verzweifelt. Er beschloß, sie ins Innere des Landes in ein deutsches Sanatorium zu führen und dort mit ihr zu wohnen, bis sie gesund sei. Aber um das Verwilligen zu können, mußte er zuerst seine Geschäfte in Brasilien in Ordnung bringen. Das ging nicht anders, als daß er wieder hinüberfuhr.

Er sagte es ihr einmal abends, als sie beim Nachtessen saßen. Izabella stand sogleich auf. Ihr Gesicht zuckte, ihre Augen funkelten vor dunklem Haß. Ohne ein Wort zu sagen, verließ sie das Zimmer. Sie wollte spornstreichs in den Garten und sich die Felsen hinabwerfen. Aber in der irren Aufregung verwechselte sie die Türe und

stand auf einmal auf der dunklen Straße. Sie stürzte davon, sie wußte nicht wohin und sagte sich ununterbrochen: „Rohe, grausame Menschen!“ Als sich die Starre ihres Herzens löste, legte sie sich müde und entkräftet auf den Hügel, und ein Weintampf überfiel sie, der ihr Leib und Herz zu zersprengen drohte. So wurde sie gefunden und ging willig mit ins Haus zurück. Ein Arzt kam. Sie hörte, wie er im Nebenzimmer ihrem Vater sagte: „Geben Sie acht auf sie! Es ist etwas Unerklärliches an ihr. Ein dunkler Zwang, den ich nicht erforschen kann.“

Der Vater flüsterte erregt: „Sie sehnt sich so nach Haus.“ Aber der Arzt entgegnete nur kühl: „Es ist natürlich ausgeschlossen, daß Sie ihr mit ihren flatternden Nerven eine Seereise zumuten dürfen. Ich rate Ihnen, vom Meer fortzuziehen.“

Izabella schaute aus ihrem Bette auf, wie ein wildes Tier. Sie wollte auf den Arzt losjagen. Aber über Nacht änderte sie ihr Vernehmen gegen ihn. Als er am nächsten Morgen kam, fand er sie aufgeweckt und lebendig. Sie wurde von Tag zu Tag frischer, gab sich vertraulich und lebensfroh, und der Arzt sagte eines Morgens: „Es kam uns eine unerwartete Hilfe. Ich weiß nicht woher. Aber ich glaube, ich bin jetzt überflüssig.“

Die plötzlich gute Wendung bestimmte Herrn da Cunha, den Plan auszuführen, der ihm die beste Lösung zu bringen schien. Er zog Anna ins Vertrauen. Heimlich wollte er nach Brasilien fahren, und Izabella sollte vorgemacht werden, er befände sich auf einer längeren Geschäftsreise durch Europa. Izabella schien den kleinen Betrag vollkommen zu glauben. Doch in der letzten Minute bestand sie darauf, den Vater zur Bahn zu begleiten. Aber schließlich war das nicht so schlimm. Der Dampfer fuhr erst am Abend. Herr da Cunha nahm den Brüsseler Schnellzug, stieg auf der ersten Station aus und war abends um acht Uhr an Bord des Dampfers der Hamburg-Amerika-Linie.

Aber Izabella kam aufgeregt nach Haus. Sie irte unstill umher und befahl, das Nachtessen im Garten anzutragen. Die alte Anna saß schon am Tisch, als Izabella herangestürzt kam und atemlos rief: „Heut' geht ein Dampfer nach Rio!“ Die Alte entgegnete gutmütig: „Ja, Kind, der Donnerstag-Dampfer. Wir werden ihn bald sehen. Wenn's finster wird, kommt er drunten um die Ecke!“ Izabella setzte sich an den Tisch. Nach einer Weile rief sie plötzlich erregt: „Aber ich?“ Anna schaute sie fragend an. „Ich! Ich! . . .“ schrie Izabella, „ich will fort!“ — „Kind, du weißt doch, daß der Arzt gesagt hat . . .“ — „Er ist der Arzt, und ich bin ich! Ich bin Tantalus!“

Da brachte der Diener eine Lampe. Izabella beruhigte sich sofort. Sie aß nichts und saß da, als lauchte sie aufs Meer hinaus. In diesem Augenblick legte sich Anna vor, um aus der Laube zu schauen, und rief: „Da kommt der Dampfer!“ Sie sahen das erleuchtete Schiff heranfahren und schauten ihm schweigend zu. Wie eine kleine, festlich erhellte Stadt zog es langsam an der Küste auf. Aber plötzlich flog Izabella hoch, sie warf ihre Arme wild in die Luft und schrie:

„Ich weiß es, der Vater ist an Bord!“

Die alte Frau zuckte erschrocken zusammen. Sie glaubte, Izabella habe den wahren Sachverhalt erfahren, und wagte nicht, nein zu sagen. Da stürzte das Mädchen mit einem jähen Ruf davon. Sie stieß auf die nächtliche einsame Straße, stürzte ohne einzuhalten weiter, fand in der Finsternis den Stieg, der die Felsen hinab auf den Strand führte. Sie ließ sich hinabrutschen, zerriß sich Hände und Kleider und spürte es nicht. Ihre Gedanken fanden still. Nur ihr Herz wußte: Der Vater fuhr auf dem hellen Schiff nach Rio de Janeiro! Und Rio de Janeiro brannte auf in ihr wie ein flammender Wald, wie flammende Gedelke. Sie riß schon unterwegs ihren Leib aus den Kleidern, drang ins Wasser; sie sah den Dampfer nah, wie eine festliche Burg mit hundert Lichtern dahinziehen. Ihr Vater war auf ihm. Das Schiff fuhr nach Rio. Sie schwamm. Die Wellen klatschten leise nach ihrem Mund. Sie biß die Lippen dünn aufeinander, schloß die Augen und schwamm lange und süß. Und wie sie dachte: „Jetzt muß ich nahe bei ihm sein“, öffnete sie die Augen und war entsetzt in fürchterliche Finsternis gefallen. Sie sah nichts. Nur ein einziges weißes Schwarzes. Die Wellen klatschten mit hundert grausamen Fingern nach ihrem Munde. Sie wechelte sich. Wie Maschinenrollen flogen ihre Arme und Beine. Die Wellen schlugen gefister nach ihr. Bald entwich ihre Kraft. Es war ihr, als ob das Meer sie peitschte. Mit einem kleinen enttäuschten Schrei verlor sie. (Aus der Zeitschrift des Verlages Walter Seifert in Heilbronn „Die Fahne“, ein Führer zu Dichtern und Denkern. 4. Jahrgang, Heft 2.)